

Nr. 65. Bromberg, den 19. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

9. Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen stand Lia Ly auf den Landungsbrücken. Sie hatte sich „auf solide“ hergerichtet. Ein Florentiner bedeckte den roten Bubikopf, ein kleidsames, einfaches Kostüm umschloß ihre noch jugendliche Gestalt. In der Handtasche ruhten die nachts angefertigten Zeugnisse. Auch einen Paß hatte Kowalewski, der in solchen Sachen Meister war, zustande gebracht. Und nicht leicht konnte jemand an den Papieren, die auf den Namen Emmy Richter lauteten, etwas Verfängliches finden. Einer gar zu scharfen Kontrolle war sie wohl auf einer Privatjacht nicht ausgesetzt.

Ein alter Schiffer fuhr sie zur „Tarantella“, die ein Stückchen elbabwärts vor Anker lag. Er fühlte sich verpflichtet, mit seinem jungen Fahrgast einen kleinen „Klöntsche“ anzufangen. „Na, Fräulein, schmuckes Boot die „Tarantella“, tjä, was so die riechen Lüt sind. Unsereins fährt mit so ner ollen Holzwanne sein Leben lang.“

Ein Schlepper fuhr an ihnen vorüber. Das Boot geriet ins Schwanken. „Na, man nicht ängstlich, Fräulein, zum Ersaufen sind wir beide noch viel zu jung.“

Lia hatte keine Lust, das Geschwätz des Schiffers zu beantworten. Das Herz klopfte ihr doch ein wenig, als der weiße Rumpf des Schiffes immer höher aus dem Wasser herauswuchs. Einen Moment war sie beinahe entschlossen, dem Schiffer zu befehlen, umzukehren. Aber dann biß sie sich auf die Lippen. Sie wollte ihren Willen haben. Von all ihren Freunden war ihr Jack immer der nächste gewesen. Uneingestanden trieb sie die Begierde, Mary Hee näher kennen zu lernen; denn sie fühlte, obwohl es Jack zu verbergen suchte, daß sein Interesse für sie selbst nachgelassen hatte, wenn auch geschäftliche Rücksichten ihn zwangen, ihr die frühere Liebe vorzutäuschen.

Die Abenteuerin liebte das Leben, das glänzend im Genuß der Stunden ohne Rücksicht auf morgen oder gestern dahinfloß. Was Jack offenbar nicht gelungen war, das Herz der kleinen dummen Mary Hee zu gewinnen, ihr, der reifen, in allen Liebeskünsten erfahrenen Meisterin, konnte es glücken diesen täppischen jungen Yankee einzufangen. Sie kannte die Macht, die von ihrer voll erblühten Schönheit ausstrahlte. Überall, wo sie auftrat, lagen ihr die Bewunderer zu Füßen, ohne daß sie mit anderem, als mit ihrer Schönheit und ihrer Kunst wirkte. Lia Ly, der Varietéstar, bekannt als internationale Lebedame, träumte mit offenen Augen von bisher ungeahnten Möglichkeiten für ihre Zukunft, während das Boot die Elbe herunterglitt und der alte Seebär, unwillig über seinen schweigsamen Fahrgast, in seinen Bart brummte.

„Vielleicht wäre es doch ganz gut, das Leben auf Seiten derer zu versuchen, die man bis jetzt mit allen Listen bekämpft hatte. Es wäre wohl angenehmer, die Freundin des reichen Yankees zu sein, anstatt von schmierigen Agenten feilschend von einem Varieté zum andern gehetzt zu werden.“

Die Dampfpinasse der „Tarantella“, die in zierlichen kleinen Goldbuchstaben den Namen des Mutterschiffes trug, sauste eben an ihnen vorbei. Am Heck saß ein hübsches junges Mädchen, die Wangen von Hoffnung gerötet. Sie hatte den Kopf rückwärts gewandt und schaute nach der Jacht, in ihren blauen Kinderaugen einen Glanz, als sähe sie schon die Palmen an sandiger Küste dem Stillen Ozean zuwinken.

„Dumme Pute,“ dachte Lia, die sofort eine Konkurrentin ahnte, „mit dir nehme ich den Kampf noch auf!“ Und sie zog noch einmal schnell mit dem Stift das weiche Oval ihrer blühenden Lippen nach.

Streck stand am Fallreep, während Mary und Ralph an Deck promenierten. Auf dem Schiff herrschte bereits die Aufregung der baldigen Abfahrt. Lebensmittel wurden eingenommen. Der Schiffsingenieur überprüfte nochmals die Maschinen. Matrosen saßen auf Deck und schrieben Postkarten an ihre Angehörigen, denn wenn auch Streck eiserne Disziplin hielt, so fehlte doch aller militärischer Drill, und Ralph behandelte seine Leute mehr als Sportskameraden wie als Untergebene. Es wäre auch keiner gewesen, der nicht sein Leben gern für Ralph eingesetzt hätte.

Streck hielt die Hand über die Augen. „Aha“, rief er zu den auf Deck Auf- und Abgehenden, „da kommt wieder eine“, setzte er kopfschüttelnd hinzu, „das Reisefieber steckt dem Deutschen im Blut; und wenn wir in der Fremde sind, dann können wirs kaum aushalten vor Heimweh nach dem nebeligen Hamburg.

„Was meinen Sie, Streck, zu der jungen Dame, die sich eben vorgestellt hat?“ fragte Ralph.

„Es war ein reizendes, bescheidenes Mädel, mir gefiel sie!“ fiel Mary sofort ein.

„Tjä“, Streck kraulte den grauen Kopf, „es war eine schmucke Deern, aber ich meine, sie war wohl noch en bißchen unreif. Die brauchte wohl selbst noch ne Hand, die sie hier und da son bißchen zurechtstuckt. Dunnerkiel, dat is ein feines Weib!“ Das Boot Lias legte eben am Fallreep an.

„Ich komme auf Ihre Annonce im Fremdenblatt, Emmy Richter.“ Sie reichte Ralph, Mary und Streck ungeniert die Hand. Streck schmunzelte und plinkerte Ralph zu. Emmy Richter gefiel ihm.

„Darf ich Sie bitten, näher zu treten“

Sie gingen auf diese Worte Ralphs der Kajüte zu. Streck nahm Mary unter dem Arm. „Dat wär wat“, flüsterte er, auf die mit Ralph vorausschreitende Lia deutend.

In der Kajüte nahm Lia liebenswürdig gewandt sofort das Wort. „Hier sind meine Zeugnisse. Ich war drei Jahre Gesellschafterin bei Herrn von Feldern, dessen Frau vor kurzem verstorben ist. Da ich bei einem Witwer nicht bleiben möchte, habe ich die Stellung aufgegeben. Baron von Feldern ist übrigens zurzeit in Hamburg, Hotel Atlantik. Sie können ihn antelephonieren, falls Ihnen dies Zeugnis nicht genügt. Sie reichte Ralph einen mit Krone signierten Briefbogen. Ralph las ihn schweigend durch und gab ihn Mary.

„Und was waren Sie vorher?“

„Mein Vater, Großkaufmann in Berlin, hat sein Vermögen verloren, das hat ihn derart mitgenommen, daß er bald darauf gestorben ist. Ich habe dann in Berlin französischen und englischen Sprachunterricht erteilt.“

„Waren Sie schon im Ausland?“

„Ich habe mit meinem Vater Reisen nach Newyork, England und Paris gemacht.“

Die drei sahen sich an. Emmy Richter machte entschieden einen vornehmen, sympathischen Eindruck.

„Mein liebes Fräulein“, Streck sprach mit einer an ihm sonst unbekannten Süßigkeit in der Stimme, „den Zweck unserer Fahrt kann ich Ihnen so ohne weiteres nicht verraten, jedenfalls — wir fahren nach der Südsee. Sie hätten keine weitere Aufgabe, als Fräulein Mary Hee, der Braut unseres Schiffsherrn, eine gute Freundin zu werden.“

„Das werde ich bestimmt!“ Sie streckte Mary mit einer impulsiven Bewegung die Hand über den Tisch, die diese ergriff. „Ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen die Fahrt so angenehm als möglich zu machen. Ich habe viel durchgemacht im Leben“, sie seufzte leise, „es tut mir wohl, andern Menschen Freude zu bringen.“

Ralph erhob sich. „Wir reisen schon morgen früh, Fräulein Richter, Sie müßten heute Abend bereits an Bord kommen. Ginge das?“

„Ich habe meine Sachen im Reichshof, wohin ich gezogen bin. Ich stehe Ihnen sofort zur Verfügung.“

Ralph, Mary und Streck wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Gestatten Sie, daß ich Sie auf der Pinasse begleite. Ich werde in Ihrer Gegenwart Baron von Feldern anrufen, ob ich ihn sprechen kann, und fällt seine Auskunft günstig aus, so mögen Sie sich als engagiert betrachten. Wir bieten Ihnen — natürlich alles frei — hundert Dollar Taschengeld im Monat.“

„Das übertrifft weit meine Erwartungen, Mr. Torstensen, und wie lange wird die Fahrt etwa dauern?“

„Höchstens drei bis vier Monate.“

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht.

„Das Gift wirkt“, dachte Lia bei sich und unwillkürlich glitt ihr Auge über die Einrichtung der Kabine, wo wohl die Retorte stehen könne, die der Zweck ihrer Fahrt war.

Streck deutete den Blick falsch. „Ein schmuckes Ding, die „Tarantella“, was? Na, wenn wir erst auf See sind, dann werde ich Ihnen das Boot von oben bis unten zeigen, heute ist wohl keine Zeit mehr dazu.“

Ralph sah nach der Uhr. „Es ist zwei Uhr, weitere Bewerberinnen sind wohl kaum mehr zu erwarten. Wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Richter, fahren wir.“

Sie erhob sich sofort. „Auf Wiedersehen, Fräulein Hee, auf Wiedersehen, Kapitän!“

Die Pinasse war von ihrer Fahrt zurück und lag am Fallreep. Als das Boot durch die Wellen schoß, winkte sie den Zurückgebliebenen fröhlich zu. Dann wandte sie sich an Ralph, der neben ihr saß und sprach lebhaft auf ihn ein. Und Ralph, von ihrer frischen, natürlichen Liebenswürdigkeit bezwungen, vergaß auf einen Moment sein Schicksal, und stimmte in ihr unbekümmertes Lachen ein, das zu Mary und Streck herüberklang.

Mary starrte ihnen nach. „Ich weiß nicht, die andere Dame wäre doch vielleicht richtiger gewesen.“

Streck schüttelte den Kopf. Der Satz, den er spaßhaft zu seiner Hanne gesagt hatte, es solle keine zu hübsche sein, fiel ihm ein. „Dat is nu so breit, wie es lang is, Fräulein Mary, ins Herz kann man keinem Menschen sehen, aber nach menschlichem Ermessen haben wir gut gewählt.“

Und vergnügt stiefelte er über das Deck. Ihm gefiel Emmy Richter ausnehmend gut.

Ralph lernte in Herrn von Feldern einen äußerst korrekten Herrn kennen, der alle Angaben bestätigte und Fräulein Richter, die er mit großem Bedauern scheiden sah, das beste Zeugnis in jeder Hinsicht ausstellte.

Er zögerte also nicht länger, Lia zu engagieren. Man trennte sich, nachdem man verabredet hatte, wann Lia Ly alias Emmy Richter an Bord sein solle.

Auf der „Tarantella“ war alles in größter Aufregung. Man wußte nicht, wie lange es dauerte, ehe man wieder Land anlaufen würde, und Streck traf alle Vorbereitungen, die eine lange Reise ermöglichten.

Für die gesamte Mannschaft wurden Waffen besorgt, denn es konnten in bisher unerforschte Gegenden Expeditionen unternommen werden müssen.

Mary bemühte sich, an den maßgebenden Stellen zu erfahren, wo man wohl die „Berlin“, das Expeditionsschiff Dr. Werkmeisters, vermute. Aber selbst im Ministerium, das man telephonisch anrief, wußte man nichts Näheres. Die „Berlin“ war nach den Salomon-Inseln bestimmt. Die letzte Nachricht war aus Sidney gekommen, das sie glücklich erreicht hatte. Alle weiteren Dispositionen sollten dem Leiter der Expedition, Dr. Werkmeister, überlassen bleiben.

Die „Tarantella“ sollte also zunächst nach Sidney, dann nach den Salomon-Inseln steuern, wo man weitere Nachrichten über den Verbleib der „Berlin“ zu erhalten hoffte.

Seit der Impfung Ralphs waren nun etwa vier Wochen verstrichen. Nach Sir Hee's Annahme konnten noch etwa zwei bis drei Monate vergehen, bis die Wirkung eintrat. Aber auch mit dieser Zeit konnte man nicht sicher rechnen, da ja die Wirkung des Giftes an Menschen noch nie erprobt war. Daß es seine vernichtende Tätigkeit schon begonnen hatte, war durch Professor Bergholds Untersuchung als erwiesen anzusehen. Es war wirklich nur noch ein Strohhälmchen, an das sie ihre Hoffnungen klammerten.

Kapitän Streck hatte für den Abend der ganzen Mannschaft noch einmal Urlaub an Land gegeben. Mit der Flut, morgens um sechs Uhr, würde man dann in See gehen.

Das Wetter meinte es gut nach den regenreichen Wochen. Hamburg lag noch immer in Sonnenschein, als das Ruderboot gegen sieben Uhr die Besatzung der „Tarantella“ an Land brachte. Es waren lauter schmucke Jungens, meist Amerikaner, aber auch einige Deutsche dabei, und stolz blickte ihnen Kapitän Streck nach, als sie in ihren blauen Anzügen, auf der Bandmütze das Wort „Tarantella“, voll Freude auf den Abend an Land, davonfuhren.

„An denen und an der „Tarantella“ wird's nicht liegen, wenn das Werk nicht gelingt!“ dachte Streck. Er selbst hatte schon am Nachmittag von seiner Hanne Abschied genommen.

„Zum letztenmal, Mudder, denn wenn wir nun zurückkehren, denn is meine Jugend vorbei, denn bleibe ich an Land und baue Kohl!“ Und mit einem tiefen Seufzer:

„Tjä, Mutter, auch die längste Jugend muß mal ein Ende haben.“

Zwanzig Mann stark gingen sie über die Reeperbahn. Voran die beiden Hamburger Fietje Stuhr und Hans Claas, die gemeinsam von der „Alten Liebe“ als Schiffsjungen nach Amerika gefahren waren, von dort allerlei von der Welt gesehen hatten, bis Streck sie eines Tages für die „Tarantella“ heuerte. Im Boot hatte Fietje geäußert, man wolle sich fix amüsieren. „Aber allens mit Anstand!“ meinte Claas, der als Steward fungierte, während Fietje, von Jugend auf ein kleiner Bastler, das schwierige Amt des Funkers inne hatte. Er war eine wichtige Persönlichkeit an Bord, denn niemand außer ihm und dem Ingenieur war in die Geheimnisse der drahtlosen Telegraphie eingeweiht.

Nachdem die Schar die von oben bis unten tätowierte Frau, das lebende Mosaikwerk bewundert hatte, beschlossen sie erst einmal, im Wilhelmspalast einen Schoppen Bier zu trinken, um sich für weitere Taten zu stärken. Ein paar Tische waren rasch zusammengestellt. Die etwas ältlichen Kellnerinnen eilten emsig auf und ab, um alle Wünsche der durstigen Maaten zu erfüllen.

Die „Tarantella“-Leute hatten nicht darauf geachtet, daß ihnen von den Landungsbrücken ab zwei Herren gefolgt waren, die jetzt an einem Nebentische Platz nahmen.

Es waren Ebersstein und Schmalow, die besonderes Interesse zeigten, mit der Besatzung des Schiffes in Berührung zu kommen.

Schmalow schien schon des Guten zu viel getan zu haben, denn als er jetzt durchs Lokal schritt, schwankte er nur mit Mühe zwischen den Stühlen hindurch. An Fietje Stuhrs Stuhl konnte er die Wendung nicht mehr abpassen, und so rammte er mit voller Kraft den Ahnungslosen.

„Oh pardon!“

Fietje wollte sich eben zufriedengestellt wieder hinsetzen, da glitt ein seliges Lächeln über Schmalows Gesicht.

„Fietje Stuhr!“ rief er mit seiner fetten, angefeuchteten Stimme, „na, net is ne Überraschung, wat?“

Fietje sah erstaunt den ihm gänzlich Fremden an.

„Na, Mensch, kennst de mir denn nich mehr? Wir haben doch gegenüber gewohnt, die ganzen Jahre, bis de dann zur See gegangen bist.“

Fietje schüttelte den Kopf. Er konnte sich absolut nicht besinnen, diesen kleinen dicken Herrn als Knabe gekannt zu haben.

„Denn komm man zu uns, Fietje, det ick dein Jedächtnis een bisken uffrische. Die Herren gestatten doch“, er wandte sich an die ganze Korona, „eine Lage Kümmel mit Bier, aber man nich so kleene, wo man en Bindfaden anbinden muß, daß man's Glas nicht mit verschluckt.“

Hans Claas trat zu Fietje: „Was will denn der von uns?“

„Weiß nicht, habe den Kerl nie im Leben gesehen.“

Die anderen kümmerten sich nicht um den Zwischenfall, sondern begrüßten jubelnd die Runde, die der gütige Spender hatte auffahren lassen. Schmalow war indessen an Ebersteins Tisch geschwankt und hatte diesen an den großen Tisch herübergezogen. „Ich sage dir, det is der kleine Fietje Stuhr, den kenn ick als Hosenmatz. Aber er is vornehm jeworden, tut, als hätte er mir nie jesehn.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Shakespeare-Stadt Stradford.

Von Albert Maaß.

Von London braucht der elegante Expreß der Great Western Railway nicht ganz zwei Stunden bis Leamington, von dort schleicht ein Bummelzug langsam durch eine sommerliche Gegend nach Stradford, dem Geburts- und Sterbeort von Shakespeare. Ein nettes Landstädtchen, dieses Stradford, recht lieblich, doch im übrigen unscheinbar wie tausend andere Landstädtchen. Klein sind seine Straßen; ebenso die meisten, höchstens zweistöckigen Häuser.

Schon die ersten Läden hängen voll von Shakespeare-Dingen: Postkarten, Photographien, kleinen Shakespeare-Büsten. Shakespeare, nichts als Shakespeare.

Ein Shakespeare-Hotel gibt es da, ein Shakespeare-Café, eine Shakespeare-Galerie. Über dem Eingang einer Bank ist Shakespeare in Mosaik. Ja, ich aß sogar Shakespeare-Gebäck! Tausend Shakespeare-Dinge. Gröbster Kitsch einer geschäftstüchtigen Andenken-Industrie. Ohne diesen Shakespeare-Rummel wäre dies Städtchen erlebnisleer.

*

An Shakespeares Geburtshaus ist nichts Besonderes zu sehen. Auch innen nicht. Das Häuschen mit den drei Spitzgiebeln und den dunklen Fachwerk-Balken hat eben nur die Sonderheit, daß Shakespeare in ihm geboren wurde. Innen beherbergt es gleich einem Museum allerlei Bilder, Schriftstücke, Bücher und Möbel, Dinge, die zum größten Teil kaum in direktem Zusammenhang mit dem Dichter stehen. — Es ist eigentlich unwichtig, das anzusehen. Nur die Räume an sich sind interessant. Klein, enghorizontig, etwas gemütvoll beschränkt. So stehen sie in einem amüsanten Gegensatz zum Geist des Dichters.

Stühle sieht man und Bänke, auf denen der Dichter saß; auch seinen Schreibtisch, ein verhauenes, zerschundenes Stück Möbel, das aussieht wie zusammen geleimtes Brennholz. Das einzige, was direkt auf Shakespeare deutet, ist ein Brief, der nicht von ihm, sondern an ihn geschrieben wurde.

Im Garten hinter dem Haus blühen Unmengen von Blumen. Zierliche Bäume stehen da, die Wege sind sorgfältig gepflegt, schmuckkastenhaft, und es herrscht eine liebliche Stimmung in diesem Garten, lieblich wie oft die Shakespearsche Lyrik mit Blumenblühen und Nachtigallen-Klang.

*

Ganz still ist es dort, wo Shakespeares Lebensbahn endigte: in der Collegiate Church of the Holy Trinity; dort, wo Shakespeares Grab liegt.

Ein kleiner, alter Friedhof rahmt die Kirche ein. Alte Grabsteine, doch ohne Hügel. Glatt und mit frischem Grün überwachsen ist dieser Gottesacker, auf dem große Tannen und Linden stehen und diesen und jenen Grabstein in Schatten hüllen.

Schöne, schlichte Gotik, diese Kirche; klein ist ihr Format, und sie hat nur einen schmalen, spitzen Turm. Im Innern, in der breiten Vorstufe zum Altar, befindet sich die Grabplatte Shakespeares. Neben ihm ruht seine Frau, die treue Anne Hathaway; dann noch eine seiner Töchter und deren Mann. Alle in einer Reihe.

Ein riesiges Spitzbogen-Fenster ragt hinter dem Altar auf, mit wunderbaren, bunten Glasgemälden. Wenn die Sonne durch dieses Fenster scheint, färbt sich ihr Licht durch die Glasmalereien bunt, fällt auf Shakespeares Grab und liegt dort wie bunte Blüten.

Weihevoll still ist es an diesem Grab, wo vor dreihundert Jahren die sterblichen Überreste des Dichters versenkt wurden. „Hic depositum est quod mortale fuit Shakespeari." Der Geist lebt weiter.

In einem Kirchenbuch sind Geburts- und Sterbejahr Shakespeares verzeichnet. Die Seiten mit den Eintragungen liegen aufgeschlagen: die Jahre 1564 und 1616.

*

Gar nicht weit von dieser Kirche steht das berühmte Shakespeare-Theater, zu einer Ruine niedergebrannt. Man wird es jetzt wieder aufbauen.

Vor dem Theater steht Shakespeares Denkmal. Hoch aufgerichtet; es blieb vom Brande unbeschädigt. Man möchte vergleichen: genau so werden irdische Katastrophen auch dem Geist dieses Dichters nichts anhaben können.

Der große Garten vor dem Theater ist wundervoll gepflegt. Riesige Mohnblüten leuchten. Die Wege sind von gold-gelbem Sand. Und gleich am Rande des Gartens fließt der Avon, nicht sehr breit, aber mit wunderbarer, glatter Wasserfläche. Eigentümlich und beinahe Mitleid erregend steht die Thater-Ruine in dieser schönheitsreichen Landschaft. —

Übrigens hat man in einem Saal der Stadt ein Not-Theater eingerichtet, wo Shakespeare-Festspiele abgehalten werden. Doch wird der Wert des Dichters in seiner Heimat längst nicht so hoch eingeschätzt wie in Deutschland. Es gibt in England nur wenige, die viel von Shakespeare wissen. Man könnte beinahe annehmen, daß Shakespeare, geistig-dichterisch gesehen, gar kein Engländer war . . .

*

Auf einem Platze in Stradford hat ein Amerikaner dem Dichter ein Denkmal errichten lassen. Vielleicht sogar aus innerer Erkenntnis. Vielleicht nur, weil er viel Geld hatte und wußte, daß Shakespeare berühmt war.

Dies kleine Stradford lebt von Shakespeare. Fremde, die dorthin kommen, tun dies nur Shakespeares halber Allerdings entstammen sie wohl meist mehr der geistiger denn der kapitalkräftigen Welt.

Immerhin: das Shakespeare-Geschäft geht gut in diesem Städtchen; Einwohner sagten mir das selbst. So vollzieht sich die „Nachwirkung" eines großen Geistes in verschiedenartigster Weise!

Nistgelegenheiten für Vögel.

Wohnungsnot bei den Vögeln. — Höhlenbrüter und Freibrüter. — Eisenbahndämme als Nistplätze. — Schutzstätten für Strand- und Seevögel.

Von Albin Michel.

Noch wenige Wochen und die ersten Arten unserer Zugvögel werden wieder bei uns eintreffen. Da ist es an der Zeit, daran zu denken, die in den Gärten oder sonst draußen im Freien aufgehängten Nistkästen zu reinigen und etwaige Schäden auszubessern. Wenn möglich sollten auch neue Nistkästen angebracht werden, um den Vögeln Nistgelegenheiten zu geben. Manches ist hier schon gebessert worden, doch fehlt es häufig immer noch an Nistgelegenheiten, und so finden sich weniger Vögel ein, als es im Interesse der Insektenvernichtung und damit der Schädlingsvertilgung liegt. Wie sehr reichliche Nistgelegenheiten zu einer größeren Ansammlung von Vögeln und zur Vertilgung schädlicher Insekten führen, ergab ein Beispiel, das vor drei Jahren von einer deutschen Forstverwaltung bekannt wurde. In einem Bezirk, in dem reichlich Nistkästen angebracht waren, fanden sich im Herbst auf je 100 Bäumen 55 der für den Obstbau so gefährlichen Frostspanner an den Leimringen, in einem anderen Bezirk, in dem keine Nistkästen angebracht waren, kamen dagegen auf je 100 Bäume mehr als 2100 Frostspanner. Schon dies Beispiel beweist, wie dringend notwendig es gerade im Interesse des Obstbaues ist, für ausreichende Nistgelegenheiten für Vögel zu sorgen.

In einer Beziehung geht es nämlich den Vögeln bei uns ebenso wie den Menschen: sie leiden an Wohnungsmangel. Die stark veränderte Wald- und Feldwirtschaft hat fast überall eine erhebliche Verringerung der Nistgelegenheiten mit sich gebracht. Wie die Höhlenbrüter nicht mehr so viele Bäume finden, die Höhlungen zum Brüten aufweisen, so finden die Freibrüter jetzt auch nicht mehr so viele Hecken und dichte Büsche, wo sie ihre Nester errichten können. Wie wenig für viele Vogelarten die natürlichen Nistgelegenheiten ausreichen, läßt sich daran erkennen, daß zum Nisten ganz absonderliche Stellen benutzt werden. Alte weggeworfene Kaffeekannen, ein altes Beinkleid, eine zerbeulte Konservenbüchse, Ofenrohre, Schuhfragmente, Blumentöpfe, beschädigte Figuren in Gärten und auf Friedhöfen, alte Lampenbehälter, alle diese und noch andere Gegenstände, die draußen im Freien liegen, wurden von Vögeln zum Nestbau benutzt. Auch in Kaninchen- und Mauselöchern sind schon öfter Vogelnester angetroffen worden. Nicht viel anders als bei den Höhlenbrütern ist es bei den Freibrütern. Ihnen fehlt oft das dichte Gebüsch. Auch hier können Vogelfreunde, die zugleich Gartenbesitzer sind, manches tun, indem sie Ziersträucher und Hecken mit dichtem Gezweig anlegen. Es gibt eine ganze Anzahl von Pflanzen, die sich hierzu eignen und die zugleich einen schönen Gartenschmuck abgeben. Der Taxus ist besonders geeignet, weil er sowohl in der Sonne als auch im Schatten gedeiht, also auch noch dort angepflanzt werden kann, wo andere Pflanzen nicht mehr recht gedeihen wollen. Mit der Schaffung von Nistgelegenheiten an Eisenbahndämmen ist schon begonnen worden, doch könnte hier noch mehr geschehen. Besonders dort, wo die Eisenbahn auf eine längere Spanne unbewohnte Strecken durchfährt, ließen sich durch Anpflanzung von Sträuchern viele Nistgelegenheiten schaffen.

Seit einiger Zeit sucht man auch die Nistgelegenheiten für See- und Strandvögel zu vermehren. An der deutschen Küste sind Vogelschutzinseln und Vogelfreistätten geschaffen worden, die den Strand- und Seevögeln besonders während der Brutzeit eine Heimstätte bieten. Diese Vogel-

freistätten werden teils vom Staat, teils von Vereinen oder auch von Privaten unterhalten und beschützt. Ohne diese Schutzbezirke für See- und Strandvögel wären einzelne Arten dieser Vögel vielleicht schon ganz ausgestorben. Jedenfalls sollte alle Aufmerksamkeit darauf verwendet werden, den Vögeln genügende Nistgelegenheiten zu verschaffen, einmal, weil die Vögel unser Naturbild verschönern, uns mit ihrem Gesang erfreuen und dann auch, weil jeder insektenfressende Vogel ungezählte Schädlinge vernichtet.

Der letzte Lump.

Skizze von **Richard Euringer**.

Hinterm Galgenbusch auf der Galgenwiese haben sie manch einen gehenkt. Von dem letzten geht die Sage:

Der hat einen reichen Lakenhändler von Holland her nach Burgsteinfurt kutschiert, im Winter, bei Hochwasserstand.

Es hat geregnet, sie haben miteinander im Wagen gesessen und die Köpfe geduckt. Der Holländer hat einen Pelz angehabt und ein samtenes Pelzbarett, das hat er vom Kopf genommen und sich auf die Knie gesetzt. Erst hat er die Hände hineingesteckt wie in eine Muffe, aber dann hat er die Silberkatze aus der Brust gezogen und sie in das Barett getan und damit gespielt. Dabei haben die Gülden geklimpert.

Auf den Fuhrmann hat das doch Eindruck gemacht. Weil er denn nicht aufgepaßt hat, ist er beim Fahren über die Aa etwas zu weit rechts gekommen und mit der hinteren Radnabe an der Brücke angerumpelt. Darüber sind die Pferde, die das Flutrauschen so wie so schon aufgeregt hat, ganz verrückt geworden, und es ist ein Unglück geschehen: das Brückengeländer hat nachgegeben, und die Kutsche ist umgekippt. Aber sie ist nicht ins Wasser gefallen, weil die Räder sich verfangen haben, nur der Holländer hat dran glauben müssen.

„Mein Geld, mein Geld!“ hat er geschrien, jedesmal, wenn er aufgetaucht ist.

„Das soll ich wohl retten“, hat der Fuhrmann ihm nachgerufen, „sei du nur ruhig!“ Und er ist ins Wasser gesprungen, immer dem treibenden Müffchen nach, und hat es gefischt samt dem Beutel. „Mein Geld, ach mein Geld!“ hat der Holländer nur noch ganz schwach gejammert, wie er das letzte Mal aufgetaucht ist.

„Dat hebb ick all“, hat der Fuhrmann gelacht und es klimpernd den Köttern gewiesen, die herzugelaufen sind.

Die haben ihn dann angezeigt, in Burgsteinfurt, beim Blutgericht, weil ihm die Gülden wichtiger gewesen seien als ein Menschenleben.

Der Fuhrmann war ganz überrascht, daß sie ihn henken wollten. Und sie haben ihn wirklich verdammt.

Hinterm Galgenbusch auf der Galgenwiese ist es ihm an die Seel' gegangen, daß er hat weinen müssen.

Wie sie ihn nun fragten, ob er seine Tat bereue, daß ihm die paar Gülden wichtiger gewesen seien als ein Menschenleben, seufzte er und sagte: „Ach, schade um die schönen Gülden!“

Da entsetzten sich die Leute, daß ein Mensch noch unterm Galgen statt an seine Seligkeit an ein paar lumpige Gülden dächte, aber der Fuhrmann sagte: „Ja, wenn's die paar Gülden wären! — Denen seufzte ich nicht nach. Aber die dreedusend Daler unterm Wachelbusch!“ —

Läßt sich denken, daß die Leute wissen wollten, was ums Himmelswillen denn für dreitausend Taler unter welchem Wachelbusch!

„Nun sag' ich's nicht mehr“, hat der arme Sünder gesagt; „soll ich sie nicht haben, sollt ihr sie nicht graben“, und er hat — durch die Schlinge durch — ihnen die Zunge herausgestreckt und mit dem Kopf gewackelt.

Da hat das Volk in den Richter gedrungen und der Richter in den Henker und der Henker in den Fuhrmann, er solle doch nicht so hartherzig sein und das Geheimnis mit sich nehmen, wo die dreitausend Taler unterm Busch vergraben seien, da sie ihm ja nichts mehr nützten.

Wenn er den Kopf aus der Schlinge hätte, hat der Galgenvogel gesagt, möcht' er ihnen den Platz wohl zeigen, wo sie scharren müßten.

Da haben sie ihm den Strick erlassen, aber der Fuhrmann hat gesagt: „Et is beter, maakt mi män dood! Et hef mi bloß äs interessiert, ob euch die dreedusend Daler wichtiger gewesen wären als min Menschenleben.“

Da haben sie sich doch geschämt — und haben ihn laufen lassen.

Amerikanisches.

Von Dr. K. v. Boehn.

Buchbesprechung: Die Verfasserin berichtet, wie ihr die Idee zu ihrer Novelle beim Überqueren einer Hauptverkehrsstraße gekommen ist. Das erklärt alles. Die Arbeit ist ein glatter Verkehrsunfall. Newyork Evening Post.

*

Jeder Durchschnittsamerikaner hat — das ist jetzt statistisch bewiesen — sieben Liebesabenteuer zu erleben. Darum muß er auch so viel auf Abzahlung kaufen. Florence Herald.

*

Nachweislich bringen es Radfahrer bei Kurzstreckenrennen zu staunenswerten Höchstleistungen, wenn Kleinautos als Schrittmacher vorausfahren. Nach unserer Beobachtung zeigen sich Fußgänger in ihrer besten Sportform, wenn sie Autos hinter sich haben. Council Bluffs Nonpareil.

*

Jetzt haben wir's: Die Verselbständigung der Frau begann in dem Augenblick, als die Kleider mit fünfundzwanzig Knöpfen und Haken als Rückenverschluß unmodern wurden. Arkansas Gazette.

*

Die Chicago Tribune argumentiert: „Seit Einführung der Prohibition haben Zahllose mit Trinken angefangen, die vorher nie einen Tropfen Alkohol angesehen haben.“ Wieviele werden sich wohl heute, zum Beispiel, rasieren, die vor drei Jahren nicht daran dachten. Publishers Syndicate.

Lustige Rundschau



* **Schlechte Konjunktur.** „Wie jeht's Jeschäft?“ — „Schlecht. Jetzt koofen noch nich ma mehr die Kunden, die imma schuldig bleiben.“



Rätsel-Ecke



Reimergänzungs-Rätsel.

Was auch das Leben —;
Sei frisch und —,
Was dir nicht so ge—,
Gelingt dir —.
Doch lass' nichts unver—,
Und fehlt die Weizen —,
So nütz' das —.

Zu diesem Sinngedicht von Otto Promber sind die durch Striche gekennzeichneten Endreime zu suchen.

*

Silben-Rätsel.

1, 2, 3, 4 hört man vor allen Dingen
Beim frohen Mahle gern und häufig singen,
Benennt 3, 4, 1, 2 sich ein Verein,
So pflegt er sich der Sangeskunst zu weih'n.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 60.

Ausschalt-Rätsel:

Nußbaum, Erwin, Spinne, Knoten, Volkstum, Pinsel, Banknote.

= **Bauer in Not — Volk in Not!**

*

Rechen-Aufgabe:

A = 12 Streichhölzchen,
B = 28 „
C = 2 „
D = 60 „
E = 45 „

147 Streichhölzchen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.